

Was Dir bestimmt [Fortsetzung]

Autor(en): **Markwalder, Marga**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 13

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640134>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Marga Markwalder

Was Dir bestimmt

ROMAN Für das Feuilleton bearbeitete Fassung

17. Fortsetzung

Was trieb sie wohl in jenen Stunden, da er nicht über sie wachen konnte? Hörte sie Jazzmusik an? Las sie frivole Unterhaltungs- und Kriminalromane? Manches Mal stürmte er, wenn ihn der Weg von einem Kranken zum andern an seinem Hause vorbeiführte, in die Wohnung hinauf, herzklopfend, mit schlechtem Gewissen. Und doch konnte er sie nie ertappen. Entweder traf er sie bei den Hausgeschäften oder in der Wohnstube strickend an oder dann begegnete er ihr schon im Garten unten. Und jedesmal war die Freude, ihn unverhofft zu sehen, echt und ungekünstelt.

Es war ihr nicht entgangen, wie gereizt er in letzter Zeit war. Er tat ihr leid; er hatte wohl sehr viel zu tun, denn eine Grippe, welche, die über das Land schwemmte, beanspruchte seine ganze Kraft. Zudem hatte das Wetter umgeschlagen, es regnete und schneite durcheinander, dichter Nebel lagerte sich am Talboden, die Wege waren aufgeweicht und glitschig. Sie versuchte ihn etwa aufzuheitern, ihn abzulenken, ohne Erfolg. Oftmals war er so verärgert, dass er sich ihrer Zärtlichkeiten erwehrte.

Der Alltag war gekommen, die Zeit stürmischer Liebe war vorbei. Bei Schwester Margrit fand sie Trost: die hatte immer alles schon zum voraus gewusst, sie war nicht zu verblüffen, ihr machte man nichts vor: «Die Männer, wisst Ihr, die Männer, die kennt Ihr eben noch nicht!», und das Gesicht, das sie zu diesem tief sinnigen Satze zu schneiden pflegte, war unbezahlbar.

Doch dann — nein, das war nun keine Täuschung! — dann erlahmte ihr Eifer. Sein Herz krampfte sich jedesmal schmerzhaft zusammen, sooft er ihrer ansichtig wurde: sie sah täglich müder aus, hatte blaue Ringe um die Augen, als ob sie nachts schlecht schlafen würde. Sie ass weniger und mit Unlust.

Ah!! Das hatten die beiden ja fein ausgestattet, Annelies und ihre durchtriebene Schwester! Nun kam wirklich der Winter, der langweilige auf dem Lande, der herrliche, der schöne in der Stadt mit ihrem rauschenden Gesellschaftsleben! Nun also wollte sie ihm vormachen, dass sie der Arbeit gesundheitlich — wohlverstanden: gesundheitlich! Das war schlau! Er sollte an seiner ärztlichen Ehre gepackt werden! — nicht gewachsen war, dass sie wohl den guten Willen gehabt hatte, wie er ja habe sehen können mehr als ein halbes Jahr lang, dass aber dieses Landleben, diese einfache Kost sie körperlich aufrieben, dass sie Toastbrötchen, Meringues und Chinatee und allerlei andere städtische Schleckereien nötig habe, um wieder Lebenskraft und -mut zu gewinnen.

Er war tief erschüttert von dieser Fest-

stellung. Lange wollte er es nicht fassen, dass es nun wirklich so kam, wie er ja immer gewusst hatte, dass es kommen musste. Es war ihm, als ob er eine Sterbende im Hause hätte. Sein Glück starb... Manchmal trieb ihn leidenschaftlichstes Liebedürfnis zu ihr hin, dann wieder floh er ihren Anblick, wie ihre grossen, fragenden Augen, das unerklärliche Lächeln um ihre Lippen. Mit seiner Geduld, der hundertmal beteuerten, ging's zu Ende. Er konnte nicht mehr stillschweigend oder neckend verzeihend darüber hinwegsehen, wenn seine Schuhe nicht geputzt, seine Hosen nicht gebürstet waren.

«Woran magst du wohl gedacht haben, als du bei diesem Braten zustandest? — Soll ich nun bis ans Ende meines Lebens Majoran an den Gerichten finden?! Schliesslich stellst du mir noch Majorankaffee und Majorante auf!» —

«Wo ist die Schuhbürste!»

«Gib mir die Stiefel, ich will sie gleich noch putzen. Ich fand gestern abend keine Zeit mehr dazu.»

«Als ob du so schrecklich viel zu tun hättest... Als du noch im Garten zu arbeiten hattest, hast du nie über die ‚Zeit‘ geklagt. — Lass nur, dazu ist es jetzt zu spät. Ich gehe eben mit ungeputzten Schuhen!»

Nun sang und jubelte auch Annelies nicht mehr. Das geheimnisvolle, unerlässliche Lächeln um ihre Lippen verschwand. Er sah wieder jenen Zug um den feinen Mund entstehen, den leicht überheblichen, trotzigen Zug, den er nie hatte leiden mögen und den er weggeküsst zu haben glaubte. Was brauchte sie ihn so spöttisch und überlegen anzuschauen, so, als ob sie sagen wollte, er tue ihr leid, denn er sei missmutig, launisch, hässig! Und traurig zu sein, heimlich zu weinen, dazu lag ihrerseits auch kein Grund vor — wenn es nicht mit zu dem Theater gehörte, das sie aufzuführen im Begriffe war.

Die rosige Tönung ihrer Wangen wich, der Blick ihrer Augen wurde matt, die Erkältung, die sie sich vor einigen Wochen zugezogen hatte, schien sie nicht mehr loswerden zu wollen. An den Trioabenden — doch, die fanden noch statt, jeden Samstagabend, nur mit dem Unterschied, dass der Betreuer des Klavierparts ganz unerklärlicherweise auf einmal nichts mehr von Schubert und Mozart wissen wollte, sondern mit Beethoven drauflosstürmte — an diesen Trioabenden sass sie stumm, müde dabei, hustete und schnupfte.

Dieser Husten — übrigens ein ganz einfacher Kehlkopfkatarrh, wie er festgestellt hatte — brachte ihn beinahe zur Verzweiflung; schien es ihm doch, als wolle sie mit jedem Anfall klagen, was für ein armes, ge-

plagtes Geschöpf sie sei, wie diese Arbeit sie aufreibe und gewiss noch ins Grab bringe!

«Was schnupfst du schon wieder! Mach doch mal, dass du diese dumme Erkältung loswirst!» hielt er ihr eines Abends vor.

Annelies blickte erstaunt zu ihrem Manne — dem Arzte — auf.

«Du tust gerade, als ob ich sie gerne hätte, ja, als ob ich dir zuleide husten und schnupfen würde! Ich kann doch nichts dafür! Es kommt immer wieder von neuem.»

«Weil du dich nicht in acht nimmst und im Durchzug stehst! Wie manches Mal muss ich es dir noch sagen, dass du in einem Zimmer, wo du arbeitest, nicht gleichzeitig die Fenster und die Türe offenhalten darfst! — Machst du dir die heissen Halswickel, die ich dir empfohlen habe? Gurgelst du? Hin und wieder, für gewöhnlich nicht! Ich kenne das! Trägst du wollene Unterwäsche? — Aber nein, das erträgt die Haut nicht, das beisst und kratzt und verdirbt ausserdem die Figur.»

Stumm stellte sie die Teller und Tassen auf das Tablett und biss sich auf die Unterlippe. Da tat sie ihm plötzlich wieder tief leid. Sie konnte ja nichts dafür, sie hatte ganz recht. Sie war weder für den Schnupfen noch für ihre verfehlte Erziehung verantwortlich, ebensowenig dafür, dass er sie, seinem besseren Wissen zum Trotz geheiratet hatte.

«Komm mit mir ins Sprechzimmer hinunter. Ich werde dir ein wenig pinseln», lenkte er ein.

«Womit?» wollte sie wissen.

«Mit einer Lösung von argentum nitricum.» Er musste lächeln.

Sie aber fuhr auf, als ob er im Begriffe wäre, sie zu vergiften.

«Mit Höllenstein! Nein!!»

Gut, wenn sie nicht wollte...

«Kindisch!»

«Gedankenlos, oberflächlich, leichtsinnig, kindisch, dumm! Warum hast du mich eigentlich geheiratet? Warum habe ich hierherkommen müssen?» Ihre Lippen zitterten. «Du bist ja wirklich von einer rührenden Geduld! Genau acht Monate lang hat die ‚ewige‘ und ungezählte Mal Beteuerte ausgereicht!» Das Buttertellerchen wurde ziemlich unsanft zu dem gebrauchten Geschirr hingestellt.

«Ich möchte den Mann sehen, dem in solchem Falle die Geduld nicht ausgehen würde! Geduld kann ich nur haben, solange ich guten Willen sehe.»

Merkwürdig heftig fuhr sie auf.

«Und an dem lasse ich es fehlen?»

Er schaute sie nur an mit einem Blick voll Schmerz und Qual und wandte sich dann zum Gehen. Sie trat ihm in den Weg. So dicht, dass ihr Körper ihn berührte, stellte sie sich vor ihn hin.

«Ich lasse dich erst hinaus, wenn du wieder lieb bist mit mir!»

«Man kann Liebe nicht erzwingen, Annelies!» Sanft, aber bestimmt schob er sie weg und schritt zur Türe hinaus. Erst auf der Treppe kam es ihm in den Sinn, dass er letzteres nicht hätte sagen dürfen: an seiner Liebe sollte sie nicht zweifeln, denn das gäbe ihr den Schein eines Rechtes, ihn zu verlassen, keine Rücksicht auf ihn zu nehmen. O doch, er liebte sie, liebte sie verzweifelt, je mehr sie ihm entglitt, je tiefer er den Abgrund zwischen sich und ihr klaffen sah.

Die Kranken seines Zirkels hatten nichts mehr zu lachen! Ueber allzu grosse Liebenswürdigkeit seitens des jungen Arztes konnte sich wohl keiner beklagen! Nun eilte er nicht mehr im Vorbeiweg in die Wohnung hinauf. Gleichmütig ritt, fuhr oder stapfte er vorbei.

Um das Tössmattenhorn schneite und huldete es, was herunter mochte. Pfarrer Hirzel stapfte, den Rockkragen hoch aufgestellt, das frierende Kinn darin vergraben, die Hände tief in die Taschen des Mantels gesteckt, zu Tal. Bei einem Kreuzweg kam ihm eine andere Gestalt entgegen, die auch von der unwirtlichen Höhe gekommen zu sein schien: von einem Schlapphute troff der geschmolzene Schnee, ein dunkelgraues Berggewand hatte alle Nässe, die die dicke Nebelluft freigebig spendete, aufgesogen, und aus dem vom Sturm geröteten, scharfkantigen Gesicht konnte der Menschheit ganzer Jammer herausgelesen werden.

Gleichgültig und eher missmutig griff jeder mit der trockenen und warmen Hand nach dem kalten, nassen Hute.

«Grüezi.»

«Guten Abend.»

Nun stutzte der Pfarrherr. Dann stutzte der andere.

«Herr Pfarrherr...»

«Herr Amberg...»

Sie hatten während des Hochzeitsessens im Biisluftbedli Seite an Seite gesessen und sich recht gut verstanden.

«Was tun denn Sie bei diesem Guselwetter hier oben?»

«Ich war auf dem Riedhofe. Die Grossmutter ist schwer krank. — Ja, ja, nur dem Pfarrer und dem Doktor darf man zumuten, dass sie sich bei diesem Wetter hier heraufgeben. Doch Sie...»

«Heute ist Schulsynode.»



Konfirmation im waadtländischen Prilly



Am Palmsonntag läuten in Prilly die Glocken zur Konfirmation

Herr Pfarrer in die vielleicht seltsam bewegte Seele eine religiöse Ermahnung. Er redet von Pflicht und von Verantwortung und gibt ihnen Kraft aus dem Geist des Herrn auf ihren Lebensweg.

Hier in Prilly herrscht noch der schöne Brauch, dass die Konfirmanden und Konfirmandinnen den Friedhof besuchen, um der jungen Leute zu gedenken, die im Lauf des Jahres gestorben sind.

An der Strasse nach Echallens, tief im Waadtland, liegt das Dörfchen Prilly. Am Palmsonntag und Ostersonntag sieht man hier junge Mädchen mit weissem Schleier und meistens weissen Kleidern, die ihnen ein wenig den Ausdruck trauernder Bräute geben, zur Kirche gehen. Heute ist ihr Konfirmationstag; es ist ihr grosser Tag, denn sie werden gefeiert und auch beschenkt. In ihren neuen Kleidern und mit den weissen Schleiern gehen sie, mit einer leichten Unbeholfenheit, ins Gotteshaus. Wie ein Senkblei legt der



Links: Der Herr Pfarrer im Gespräch mit zwei Konfirmandinnen. — Rechts: Nach der Konfirmation: Die Konfirmandinnen verlassen die Kirche

«Und diese Einrichtung ist dazu da, damit der Lehrer zu einem freien Tage kommt», lachte der Herr Pfarrer schmunzelnd, und der andere stimmte ungekränkt ein.

«Gewiss. Wir haben es so oft nötig, dieses Auslüften, wie das Staubtuch der Hausfrau. Da habe ich mir gesagt: heute gehst du aufs Tössmattenhorn!»

«Bei diesem Wetter!»

«Heute morgen war es doch schön! Ausserdem: wenn ich mir einmal etwas vorgenommen habe, dann lasse ich nicht locker.»

«Jawohl. Es muss solche Männer geben, sonst würde es langweilig auf der Welt.»

«Ich bin ganz Ihrer Meinung. — Oben — er zeigte auf den verhüllten Gipfel — «da liegt fusshoch Schnee, weiter unten handbreit



Hier in Prilly lebt der schöne Brauch, dass die Konfirmandinnen nach der Konfirmation auf den Friedhof gehen, um dort der jungen Verstorbenen zu gedenken



Gesang zu Ehren der jungen Verstorbenen

Sulz und hier — das scheint mir Lehm und Dreck zu sein.»

Lachend tappten sie vorsichtig Schritt für Schritt auf dem nun steilen Wege talwärts.

«Sie möchten sich gewiss das neue Heim Ihrer Nichte ansehen? War das nicht am Ende die Triebfeder zu dem unaufschiebbaren Ausflug auf unser Matterhorn?»

«Natürlich. Sie haben es richtig erfasst! Es nimmt mich ja schon lange wunder, was sie hier oben treibt, wie es ihr gefällt und wie lange sie es noch aushält!»

«Warum sagen Sie das so spöttisch?»

«Warum sollte ich es nicht», lautete die Gegenfrage, «Sie sind ja befreundet mit dem jungen Paare, bereiten sie mich also schonend auf das Schlimmste vor!»

«Wenn Sie mit dieser Einstellung in das Doktorhaus treten, so werden Sie enttäuscht sein.»

«Beruhigen Sie sich, Herr Pfarrer, das kann mir überhaupt nicht mehr passieren.»

«Aber, aber, Herr Amberg! Was sind Sie für ein zweifelsüchtiger Herr! Wissen Sie denn nicht, dass das Misstrauen Körper und Seele krank macht?»

«Amten Sie einmal zwanzig Jahre als Sekundarlehrer in der Stadt und Sie werden mich verstehen.»

«Sie sehen zu schwarz, Herr Amberg. Wo viel Schatten ist, ist immer auch viel Licht.»

«Ich kann gar nicht zu schwarz sehen: ein grosser Teil unserer Jugend, der Zukunft des Schweizerlandes, ist ohne jeden Ernst und sittlichen Halt. Sie wächst auf ohne Ideale oder auch nur den Abglanz eines solchen. Den Glauben, der sie allein retten könnte, den haben wir ihr nicht geben können, da wir ihn selbst nie besessen. Doch wir haben einst wenigstens für Schiller, für Goethe geschwärmt — die Helden, die jetzt vergöttert und verehrt werden, sind Sportkanonen, Rennfahrer, Fussballer oder Filmsterne. Ist es nicht so? — Sehen Sie! — Und die Mädchen? Für alles haben sie Interesse, nur nicht für ihre zukünftige Stellung im Leben als Mütter einer kommenden Generation, als Frauen unserer Männer, als Hausfrauen unserer Familien.»

«Mit einigen Ausnahmen, Gott sei Lob und Dank», fiel nun der Pfarrer ein.

«Die verschwinden.»

«Nein. Denn auf den Schultern dieser wenigen Tüchtigen, Zuverlässigen und Zukunftsfreudigen ruht das Gebäude unseres Staates, ob sie es wissen oder nicht, ob sie in einer Fabrik, in der Schulstube, am Werkisch, im Haushalte oder in der Behörde tätig, Männer oder Frauen seien. Die andern bilden den Mörtel...»

«... haben einen hohen Lebensstandard, lassen sich fünfundzwanzig vom Hundert scheiden, wollen von Kindern nichts wissen, haben die schlechtesten Zähne, Kröpfe, trinken ziemlich viel Alkohol, lesen nichts anderes als Zeitungen und politisieren am liebsten dann, wenn sie es unterlassen sollten... Doch was jammere ich Ihnen vor; Das wissen Sie ja alles selbst. — Manchmal muss ich denken, was Gottfried Keller, was Jeremias Gotthelf wohl zu unserem Volke sagen würden. Wie haben sie gelitten, gestritten und gerungen, ihr Herzblut dahingegeben! Alles war umsonst! Das sind die Früchte ihres Ringens! Es ist zum Verzweifeln!»

Jean Amberg hatte heftig gesprochen. Nun schwieg er aufatmend, erleichtert und

lenkte seine Aufmerksamkeit wieder dem glitschigen Untergrunde, auf dem er sich zu Tal bewegen sollte, zu.

«Jeder hat seine Sorgen zu tragen, Herr Amberg. Amten Sie einmal zehn Jahre lang als Pfarrer in diesem Tale, wo die Leute so arm sind wie Kirchenmäuse, predigen Sie zehn Jahre lang dort vom lieben Gott, wo die Bauern den letzten baren Franken zusammenkratzen müssen, um zweimal jährlich die Hypothekarzinsen bezahlen zu können! Unsere Leute hier kennen nichts anderes als das Ringen von früh bis spät, den Kampf um ihr kleines bisschen Dasein, und wenn sie Glück haben, so gelingt es ihnen, die Zinsen zu bezahlen; missrät aber die Ernte, kommt Krankheit, Tod oder Wochenbett, so schwillt die Schuld immer mehr an, wird zu einem Moloch, dem sie alles Leben opfern müssen. Das Wort Gerechtigkeit müssen Sie sorglich umgehen, denn Sie würden nur ausgelacht. Die reifere Jugend ist unfroh, stumpf durch die erstickende Luft des Vaterhauses. — Und doch ist es ein liebes Dorf!» rief er plötzlich aus. Sie näherten sich den ersten Hütten und Höfen, wo sich schwacher Lampenschein durch die Scheiben in die Dämmerung und den Nebel hinauswagte.

«Und nun will ich Sie enttäuschen, Herr Amberg: Ihre Nichte Annelies, unsere Annelies ist zu einem wahren Segen für das Dorf geworden. — Nicht nur durch den Reichtum, nein. Wo sie hinkommt mit ihrem sorglosen Lachen, ihrer fröhlichen Heiterkeit, da verbirgt sich die Sorge schamhaft, da können die Leute nicht anders, als ihr entgegenlachen.»

«Sie wollen mich hoffentlich nicht zum Besten halten?! Heutzutage geschehen keine Wunder», entgegnete Jean Amberg mit leiser Betroffenheit.

«Es kommt darauf an, was wir unter einem Wunder verstehen, von ihm erwarten, nicht? Eines weiss ich gewiss: es ist kein Zufall, dass sie hierhergekommen ist, sie hat hierherkommen *müssen*. Sie können nun lachen oder nicht, wie Sie wollen. Jetzt verstehe ich auch, warum mein Freund so hart geblieben ist, warum er ihren Wünschen nicht nachgegeben und unentwegt verlangt hat, sie müsse zu ihm, hierher nach Tössmaten kommen. Ich habe ihn damals — vor seiner Verheiratung — oft nicht begriffen, ihm Vorwürfe gemacht, betont, dass er nicht starr auf seinem Standpunkt verharren und von dem Mädchen das ganze Opfer und Entgegenkommen verlangen dürfe. Und immer hat er mir darauf geantwortet, er könne nicht anders, er dürfe es nicht. — Nun ist sie hier. Und welch eine liebe, nette Frau ist aus ihr geworden — mit dieser Feststellung möchte ich der meinen nicht nahetreten, sie ist mir lieb und nett genug —, tüchtig, fleissig, froh, wirklich eine kleine Wunderfrau, wenigstens für Tössmaten. Meine bisher so asthmatische Armenkasse hat sich unter ihrer Pflege erfreulich erholt, so dass ich überall die drückendste Not zu lindern vermag. Auch haben wir eine Krankenkasse und eine Unterstützungskasse für kinderreiche Familien und werdende Mütter geschaffen — das Geld gibt sie, ich besorge die Verwaltung und Verteilung und darf den Dank entgegennehmen, dem sie so zu entgegen hofft; denn sie entzieht sich ihm scheu und will davon nichts wissen. Das wird sie noch lernen müssen, dass zu dem Geben auch das Entgegenkommen des Dankes gehört.» (Fortsetzung folgt)

Vom barocken Gemeindehotel in Pully stiegen wir kaum hundert Meter zum rostbraunen biedermeierlichen Doppelhaus herunter, dessen östliche Hälfte der Dichter mit seiner Familie bewohnt. Es heisst «La Muette», die Stumme, — vielleicht eine Mahnung an die Besucher, auch ihrerseits nicht geschwätzig zu sein. Ein Mädchen führte uns in das Schreibzimmer von C. F. Ramuz. Schon erschien er selbst: Schlank und federn, über der schokoladebraunen Samthose einen schweren, ledergegurten Pullover tragend. Er begrüßte uns mit unaffektierter Freundlichkeit. Während er sprach, betrachteten wir sein markantes, von der Waadtländer Landschaft geformtes Gesicht, lang, knochig, unter der kühnen Nase vom grauen Schnurrbart durchzogen. Das Haar hatte erstaunlicherweise noch seinen vollen Wuchs, und auch die baritonale Stimme klang jugendlich frisch.

Er sagte, das Photographiertwerden mache ihm keinen Spass, fügte sich aber nachher unseren Wünschen. Die blonde Hornbrille aufsetzend, liess er sich schliesslich am Schreibtisch nieder, der bedeckt war mit einem Blätterberg von leeren Briefkuverts, Büchern, Manuskripten und Tabakpfeifen. Auf einem Schrank stand Ramuz' Büste von Otto Bänninger; an den Wänden hingen Bilder seines Freundes Auberjonois, Familienphotos, Kalender und ein Kompass. Alles dies machte einen ziemlich bohèmehaften Eindruck, wie die Höhle eines Mannes, der dort, wo er arbeitet, ganz auf sein Inneres eingestellt ist, beinahe gleichgültig um die Dinge, die ihn umgeben.

Keiner unter uns hat die Menschen und die Natur so elementar, so plastisch-klar und wahr geschildert wie er. Drum wollen wir ein bisschen bei ihm verweilen, wie er gelebt hat und was er während dem halben Jahrhundert arbeitete — er, der 1919 von der Universität Bern zum Ehrendoktor ernannt wurde, 1937 ebenfalls von der Universität Lausanne, und im Herbst 1936 den grossen Preis der Schweizerischen Schillerstiftung erhielt.

Im Herzen von Lausanne, wenige Schritte vom «Place Riponne» entfernt, wurde Ch. F. Ramuz am 24. September 1878 geboren. Sein Vater besass dort eine Spezereihandlung, in die an den Markttagen die Bauern des Jorat kamen, um dort ihre Einkäufe zu machen. Schon früh fasste der junge Ramuz eine tiefe Zuneigung zu diesen primitiven Leuten. Es war, als kehre er heim in das Land seiner Vorfahren, die alle Bauern und Winzer waren, wenn er während den Ferien in die Weinberge von Savigny oder mit einem Kame raden zu den Winzerfesten ins Rhonetal ging. Als Zwölfjähriger schrieb er die ersten Verse und romantische Dramen, deren Vorbild Victor Hugo gab, später, als Student der Philologie, dichtete er vor allem elegante Alexandriner. Aber zufrieden machten ihn diese Versuche nicht. Einsam und planlos schweifte er durch die Wälder und Felder des Jorat — den Menschen entfremdet, ein Bruder der Bäume, Tiere und Blumen, zu denen er schon früh eine innige Beziehung hatte. Die Eltern hofften, er werde einmal Pfarrer oder Notar; aber er zeigte dazu nicht die geringste Lust. Er ging nach Paris und blieb 12 Jahre, bis er 1914 wieder waadtländischen Boden betrat. In diesen 12 Jahren lebte er arm und bescheiden als freier Schriftsteller in einem Mansardenzimmer in Paris. Hier sind in grösster Zurückgezogenheit sein erster Gedichtband «Le petit village» (1903), der an Flaubert und Maupassant geschulte Roman «Aline» (1903), die